

KRIEG, FRIEDEN, UND SPIEL

Leben wir in einem Kriegszustand, ohne es zu merken? Seit Generationen hat sich unsere Kultur daran gewöhnt, dass das Leben ein Kampf ist. Es wird Zeit, eine andere Welt zu denken.

→ von Paul Dominik Hasler

Die Schweiz ist ein Hort des Friedens. Seit langer Zeit haben wir nicht mehr aktiv an einem Krieg teilgenommen. Wir sind stolz auf diese Tradition und haben sicherlich einen Teil dazu beigetragen, dass dem so ist. Das Dilemma ist aber: Frieden wird als Abwesenheit von Krieg definiert. Wir haben keinen anderen Friedensbegriff. Friede ist für uns ein Wert im Schatten eines anderen, dominanteren Prinzips.

Dabei sind wir eine kriegerische Gesellschaft, und das schon lange. Krieg ist für uns die Urfeder der Aktivität. Wir erzählen unseren Kindern, dass man kämpfen muss. Wir haben eine Welt geschaffen, die aus einem Kampf ums Überleben besteht. Das Prinzip «Survival of the Fittest» impliziert, dass es einige geben wird, die nicht überleben. Diese latente Bedrohung des Scheiterns ist wie ein Urgrund, auf dem unsere Pädagogik, unsere Wirtschaft und Religion gebaut sind. Der Tüchtige bewährt sich im Kampf, die andern werden zu Opfern.

Man darf das nicht dramatisieren. Man kann gut leben im Krieg. Man gewöhnt sich an den täglichen Einsatz an der Front. Der Wecker klingelt um sechs, danach geht es zur Arbeit, wo man sich gegen die Gegner der Konkurrenz und gelegentlich auch die der eigenen Firma bewähren muss. Wer gut kämpft, kommt weiter, erhält quasi ein bisschen Frieden, ein grösseres Büro, ein bisschen mehr Lohn für die Trophäen des Kampfes: einen Sportwagen, eine Louis-Vuitton-Tasche, ein Einfamilienhaus.

*Wer gut kämpft, kommt weiter,
 erhält quasi ein bisschen Frieden,
 ein grösseres Büro, ein bisschen
 mehr Lohn für die Trophäen
 des Kampfes: einen Sportwagen,
 eine Louis-Vuitton-Tasche, ein
 Einfamilienhaus.*

Unter dem Strich sind wir alle Teil des Krieges. Wir kämpfen gegen den Mangel, der uns antreibt und erzeugen ihn täglich neu – eine Logik, die sich selber erklärt und nährt. Es macht Spass, im Krieg zu sein, solange man kämpfen mag. Wer dem System nicht huldigt, spürt seine unmenschliche Seite. Wer nicht mehr dem Schlachtruf des täglichen Angriffs folgt, ist schnell Versager, Verräter oder Deserteur. Die Vertreter der Mässigung und Genügsamkeit sind die Feinde des Systems und die Abtrünnigen unserer Wohlstandsarmee. Wehe dem, der gar teilen möchte mit Fremden. Das System des Krieges erträgt keine Überläufer und Schmarotzer. Der heilige Mangel verbietet uns leichtfertige Nächstenliebe. Andere sollen auch kämpfen müssen für ihr Seelenheil.

Wenn wir davon reden, weniger Krieg und mehr Frieden zu wollen, merken wir bald, wie schwierig dieser Dialog zu führen ist. Friede wird in unserer Gesellschaft mit Langeweile assoziiert, mit Gelassenheit vielleicht, Kontemplation oder Sonntagsruhe. Friede ist eine Art Stillstand, ein ➡



Es wäre spannend, eine Kultur des Friedens zu entwickeln, die mehr ist als ein Zurücklehnen nach getaner Arbeit oder gewonnenem Kampf. Friede sollte mehr sein als ein abendliches Einnicken vor dem Fernseher oder ein Kurs in gewaltfreier Kommunikation.

unproduktiver Ort in der Logik der Kriegführenden. Der Tüchtige ist auf der Hut vor Müsiggang und kritischen Fragen. Ein guter Schweizer ist am Arbeiten und am Klagen. Es darf nie der Eindruck entstehen, dass wir erreicht hätten, wonach uns bedurfte. Der Krieg muss im Urzweck immer wieder erneuert werden.

Das bedingungslose Grundeinkommen ist ein Frontalangriff auf das Prinzip Krieg. Bis jetzt galt die Maxime, dass man aushungert, wer nicht am Krieg teilnehmen will. Wer nicht mitkämpft, ist ein Fahnenflüchtiger und gehört ausgegrenzt. Würden wir auch Menschen ernähren, die nicht im klassischen Sinn produktiv sein wollen, würde für viele die Motivation dahinfliegen, in den täglichen Kampf zu ziehen. Es wundert daher nicht, dass die Idee des Grundeinkommens unser Gesellschaftsmodell in Frage stellt.

Man sollte weniger am Krieg herummäkeln als vielmehr am Frieden. Den Krieg beherrschen wir exzellent, haben ihn in jeden Bereich unseres Lebens integriert, wo er in Form von Selektionsabläufen, Bewährungsprüfungen und Konkurrenzsituationen vorzeichnet, wie wir uns zu verhalten haben.

Vielmehr wäre es spannend, eine Kultur des Friedens zu entwickeln, die mehr ist als ein Zurücklehnen nach getaner Arbeit oder gewonnenem Kampf. Friede sollte etwas sein, das mehr ist als ein abendliches Einnicken vor dem Fernseher oder ein Kurs in gewaltfreier Kommunikation. Wir müssen einen Friedensbegriff haben, der ebenso sexy ist wie unser Kriegsbegriff. Friede muss endlich eine Herausforderung werden.

Warum ersetzen wir nicht den Begriff «Friede» durch «Spiel»? Vielleicht ist er besser geeignet, das Dilemma zu zeigen, in dem wir leben. Der Kriegsbegriff hat es fertiggebracht, alle Art von Aktivität und Herausforderung für sich zu reklamieren, wohingegen «Friede» nur noch Nettsein und Passivität enthalten kann. Das ist falsch. Der Mensch wird, wenn er nicht mehr im Mangel oder unter Druck

steckt, zu einem anderen Menschen. Er wird nicht faul und träge, sondern kreativ, interessiert und experimentierfreudig. Er fängt an zu spielen.

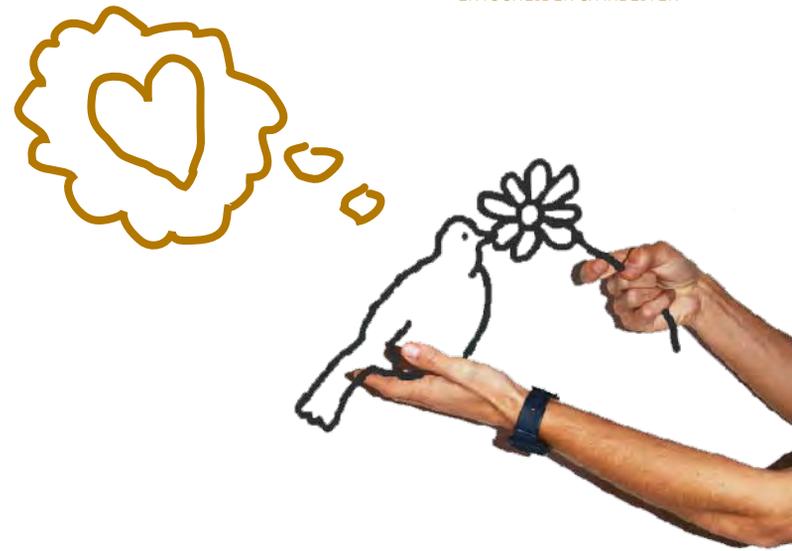
Wir können uns das heute kaum mehr vorstellen, da jeder, der vom täglichen Kampf ablässt, in Trägheit oder Entspannung verfällt. Wir sind zu stark von der Forderung nach Leistung geprägt, als dass man uns eine eigene Kraft und Kreativität zutraut. In diesem Sinn haben die Gegner des Grundeinkommens recht: Die heutige Gesellschaft würde zu Passivität und Suffizienz neigen, wenn man ihr den Druck, die Peitsche und den Mangel nähme. Gleichzeitig zeigt dieser Befund, dass die Aufgabe umso wichtiger ist: Wir müssen eine spielerische Gesellschaft denken lernen. Denn das Spiel ist der wahre Gegner des Krieges.

So ähnlich Spiel und Krieg scheinen, so grundverschieden ist ihre Motivation. Der Krieg entsteht aus dem Mangel, aus dem Misstrauen, aus der Bedrohung. Das Spiel entsteht aus der Fülle, aus dem Vertrauen in den Mitmenschen und aus der Sicherheit, experimentieren zu dürfen.

Mit dem Spiel beginnt der Mensch, Strukturen zu hinterfragen. Er denkt sich seine eigene Welt. Er sucht sich seine Herausforderungen. Er ringt mit ihnen. Er misst sich an ihnen. Er verausgibt sich. All das entspricht seinem Naturell, und nicht nur dem der Jungen. Menschen sind von Grund auf verspielt, müssen es ein Leben lang bleiben, um wach zu bleiben. So ähnlich Spiel und Krieg scheinen, so

—
Seht, da kommt der Träumer her. Morgen beherrscht er das Land.

Ludwig Hohl



grundverschieden ist ihre Motivation. Der Krieg entsteht aus dem Mangel, aus dem Misstrauen, aus der Bedrohung. Das Spiel entsteht aus der Fülle, aus dem Vertrauen in den Mitmenschen und aus der Sicherheit, experimentieren zu dürfen. Das eine entsteht aus Unfreiheit, das andere aus Freiheit.

Eine spielerische Gesellschaft würde sich darum kümmern, dass die Rahmenbedingungen für das Leben gesichert sind. Man würde für einen ausreichenden Wohlstand sorgen aber nicht für all die Möglichkeiten der Verschwendung. Man würde wohl ein Wirtschaftssystem pflegen, das vor allem der Kooperation und Symbiose und weniger der Konkurrenz dient, aus dem einfachen Grund, weil heute zu viel Energie in die Verdrängung und Behinderung von Konkurrenten fließt. Auch das Kreditsystem würde wohl in der heutigen Form nicht mehr existieren, da es den erschaffenen Wohlstand sukzessive wieder wegfrisst und uns um die Früchte unserer Arbeit bringt. Es ist quasi der Garant für unsere Kriegsgefangenschaft. Die Versorgung mit Gütern in hinreichender Qualität und Menge ist eine Herausforderung, die wir meistern können. Ist sie gesichert, kann man sich Dingen widmen, die eine verspielte Gesellschaft wirklich interessieren.

Aber was macht man den ganzen Tag in einer Spielkultur?

Natürlich können wir uns heute nicht vorstellen, dass man so viel Zeit mit «unnützen» Dingen verbringen kann. Wir sind froh, haben wir eine Beschäftigungsmaschinerie aus Bildung, Arbeit und Bürgerpflichten erfunden, um nicht der gähnenden Sinnleere ins Auge blicken zu müssen. Daher haben wir auch ein Freizeitleben, das aus Konsum, Ablenkung und Drogen besteht. Jede Armee hat ihr Vergnügungsprogramm.

In einer Spielkultur wäre dem nicht so. Die Fähigkeit, aus sich selbst heraus die Welt zu entdecken, zu erfinden und gemeinsam zu erschaffen, wäre die Basis allen Handelns. Nicht mehr die Angst vor dem Versagen oder dem Mangel wäre für uns prägend, sondern die Herausforderung, etwas Aussergewöhnliches zu tun, sei es im persönlichen oder gesellschaftlichen Sinn.

Friede ist die Basis, um überhaupt lebendig zu werden. Erst durch den Frieden können wir anfangen, um die Dinge zu kämpfen, die uns wirklich interessieren.

Diese Spielkultur existiert bereits in vielerlei Freiräumen. Oft läuft sie unter dem Titel «Kunst» und beschreibt einen persönlichen Prozess der Lebensentdeckung. Auch im Sport finden wir eine grosse Spielkultur, die uns belebt und beflügelt. Weniger entwickelt ist die Spielkultur in der Wirtschaft und im sozialen Leben. Wirtschaft ist für uns geprägt vom Mangel- und Konkurrenzansatz und das Soziale von Anstand und Langeweile. Gerade hier scheint sich ein enormes Feld aufzutun: Wie würde sich unser Leben anfühlen, wenn es von einer lebendigen Interaktion mit den Anderen geprägt wäre, von Fülle an Erfahrungen, von Gelassenheit und der Fähigkeit, Grenzen zu ziehen und zu überwinden? Spätestens hier merkt man: Friede ist keine ruhige oder harmlose Angelegenheit. Im Gegenteil. Friede ist die Basis, um überhaupt lebendig zu werden. Erst durch den Frieden können wir anfangen, um die Dinge zu kämpfen, die uns wirklich interessieren. Der heutige Krieg ist ein Ablenkungsmanöver. ■

Paul Dominik Hasler ist Gründer und Leiter des Büros für Utopien in Burgdorf. www.utopien.com